LESŁAW CIRKO

2011

11

Dankesrede

JACOB- UND WILHELM-GRIMM-PREIS

des Deutschen Akademischen Austauschdienstes

DAAD

LESŁAW CIRKO

Dankesrede anlässlich der Verleihung des Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preises des DAAD am 11. November 2011

Sehr geehrter Herr Prof. Huber!
Sehr geehrter Herr Prof. Marschall!
Sehr geehrte Damen, sehr geehrte Herren!
Liebe Freunde!

»Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über«: Mit Stolz und Freude erfüllt, möchte ich Ihnen versichern, wie geehrt ich mich fühle, in Ihrer Gegenwart den Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preis des Deutschen Akademischen Austauschdienstes für das Jahr 2011 entgegennehmen zu dürfen. Dies ist einer der wichtigsten und glücklichsten Momente meines Lebens. Ich danke dem DAAD für diese hohe Auszeichnung! Ich hätte nie vermutet, dass meine Forschungs- und Lehrtätigkeit eines so hohen Preises würdig ist. Mein Dank geht auch an alle, die auf die Idee kamen und sie weiterleiteten, mich mit dem Jakob- und Wilhelm-Grimm-Preis auszuzeichnen.

Vor meiner ersten ernsten Bewährungsprobe als Germanist stand ich vor rund 27 Jahren. Ich war damals DAAD-Stipendiat, ein wissbegieriger Geselle im linguistischen Gewerbe auf der Walz in Deutschland. Und jetzt zeichnet mich der DAAD aus. In meiner Eitelkeit sehe ich darin eine Bestätigung, dass sich die damalige Investition in mich summa summarum ausgezahlt hat. Ich danke dem DAAD dafür, dass ich damals und nach einigen Jahren noch einmal die Chance bekam, an deutschen Universitäten zu forschen und viele berufliche Kontakte anknüpfen zu können, die größtenteils die Zeit überstanden haben.

Die Zeichen der Anerkennung sind im Leben jedes Wissenschaftlers wichtig, sie spornen an. Manchmal beschleicht einen der Zweifel, ob das tägliche Tappen im Dunkel des Noch-nicht-Erforschten und das ewige Ringen mit der Trägheit seines

Verstandes immer noch Sinn haben. Der erhaltene Preis tilgt solche defätistischen Gedanken, er ist wie ein Aufruf zum gemeinsamen Anpacken. Denn Fortschritt ist erst dann in Sicht, wenn alle aus ganzer Kraft an einem Strang ziehen.

Ich danke, lieber Gottfried, für die Laudatio! Noch nie habe ich in so kurzer Zeit so viele nette Worte über mich selbst gehört.

Ich danke herzlich meiner Frau und meiner Tochter: Ohne ihre Unterstützung über die Jahre hinweg wäre mein heutiger Erfolg kaum möglich gewesen.

Ich danke meinen Kolleginnen und Kollegen vom Institut für Germanistik in Breslau. Eure Freundschaft wirkte wie ein Energiespender in Krisenmomenten, wenn mir gelegentlich zu Mute war, aufzugeben.

Ihnen allen noch einmal meinen herzlichen Dank!

Der heute erhaltene Preis ist ein guter Anlass zu einer persönlichen Rückblende. Man hat mich gebeten, im Anschluss an meine Dankesrede einige Fakten und Anekdoten aus meinem linguistischen Werdegang zu erzählen. Ich beschränke mich auf vier Schlüsselbegriffe: fremde Sprachen, Fremdsprachen, Sprachwissenschaft und Wissenschaftssprache. Ihre Wahl ist nicht zufällig: Sie stehen für wichtige Etappen meines Lebens, in denen es immer Lehrer gab, die mich im rechten Moment mit einem Schubs auf die linguistische Bahn hin steuerten und Kursabweichungen korrigierten. An dieser Stelle möchte ich meinen Lehrern danken.

Wann fiel die Entscheidung, Sprachwissenschaftler zu werden? Auf jeden Fall lange nachdem sich die Kinderträume verflüchtigt hatten, Lokführer, Pilot, Feuerwehrmann und dann Matrose zu werden. Meine Kinderwelt war jedenfalls schon immer voll fremder Sprachen. Old Shatterhand, mein damaliges Idol, beherrschte alle Indianersprachen, die ihm im Wilden Westen nützlich waren. »Wenn du wie er werden möchtest, musst du Indianersprachen lernen!«. Das war wohl die erste sprachbezogene Erkenntnis, an die ich mich erinnere. Das damals noch beinahe fotografische Gedächtnis speicherte Satzfetzen, die Karl May seinen Protagonisten in den Mund gelegt hatte und die mehrmalige Lektüre der Winnetou-Tetralogie festigte sie und verleitete mich zur Annahme, man müsse nur viel auswendig lernen und die Sprachkenntnisse kämen dann irgendwann von selbst. Dies galt aber ausschließlich für die Indianersprachen; die anderen fremden Sprachen

existierten in meinem Bewusstsein so gut wie gar nicht. Eins müssen Sie wissen: Ein Durchschnittsbürger des damaligen Polen durfte nicht ins Ausland reisen. Erst in den 70er Jahren wurde die Reisesperre etwas lockerer, aber im Prinzip waren die Reisemöglichkeiten immer noch sehr beschränkt. So war die weite Welt in den damaligen Zeiten einem polnischen Kind im Großen und Ganzen fremd, wie auch die Sprachen fremd waren, die man zwar auf einer gewissen Etappe der schulischen Ausbildung lernen musste, aber keinen praktischen Sinn darin sah. Für uns auf der falschen Seite des Eisernen Vorhangs Geborenen war die Perspektive, das Erworbene auf Reisen zu verwerten, so entsetzlich entlegen, so entsetzlich abstrakt. Aber die Indianersprachen – das war doch etwas Anderes! Die Einsicht des Kindes, dass man, wenn man nur will, fremde Sprachen wie Mustangs in der Prärie zähmen kann, war unschätzbar. Die zu zähmenden fremden Sprachen wurden dann zu Fremdsprachen.

Die erste Fremdsprache für meine Generation war Russisch. Der Russischunterricht betraf alle Kinder ab 11 und dauerte, je nach dem gewählten Schultyp, 4, 8 oder sogar 10 Jahre, wenn man die Russisch-Pflichtlektorate bei manchen Studienrichtungen hinzuzählt. Russisch sollte etwa die gleiche Rolle in den damaligen Ostblockstaaten spielen wie Englisch in der heutigen Welt zu spielen hat: die Rolle der lingua franca. Unglaublich, aber nie im Leben hatte ich die Gelegenheit, außerhalb der Schule auf Russisch zu kommunizieren. Trotzdem mag ich diese Sprache. Nach 35 Jahren nach der letzten Russischstunde kann ich immer noch die kyrillische Schrift lesen und vieles in den geschriebenen linguistischen Texten eigentlich ohne besondere Probleme verstehen. Nur frei zu sprechen traue mich nicht mehr, viele Wörter und grammatische Strukturen sind nicht mehr abrufbar. Mit der russischen Sprache verbinden sich in meinem Bewusstsein keine negativen Konnotationen, obwohl diese Sprache – besonders in der Oberschule – als Instrument einer massiven Indoktrinierung missbraucht und von den meisten Gleichaltrigen deswegen abgelehnt wurde.

Meine nachhaltig positive Einstellung zum Russischen verdanke ich meiner ersten Russischlehrerin. Als junge Frau geriet sie im Winter 1940 in einen Gulag in Sibirien, weil sie Polin war. Dort, einige Tausend Kilometer von ihrem Haus in der seit dem russischen Überfall auf Polen Mitte September 1939 schon nicht mehr polnischen Heimatstadt Stryj, musste sie nach ihrer Vertreibung Russisch

erlernen, um zu überleben. Nach Stalins Tod nach Polen zurückgekehrt, wurde sie Russischlehrerin. Trotz ihrer traumatischen Erinnerungen hat sie immer sehr warm, mit spürbarer Menschenliebe, über die russischen Mitinhaftierten erzählt. Fast jede Russischstunde wechselte nach ein paar Minuten in Reminiszenzen über die Solidarität der Ausgestoßenen, über Kälte, Hunger und Träume, sich mal im Leben satt essen zu können; und das alles war – eigentlich unfassbar – voll Freude und Lebensoptimismus. Das prägte! Wir haben bei ihr nicht viel gelernt, allenfalls die Buchstaben eines fremden Alphabets, ein paar Kindergedichte, vielleicht ein paar Lieder. Wenn ich aber jetzt an meine erste Russischlehrerin zurückdenke, verstehe ich besser, dass Sprachen nicht allein als abstrakte Zeichensysteme zu betrachten sind. So verliert man einen faszinierenden Aspekt aus den Augen, und zwar die Menschen, deren Kommunikationsgemeinschaft die jeweilige Sprache entwickelt, aufrechterhält oder aber verkommen lässt. Für diese Erkenntnis bin ich meiner Russischlehrerin dankbar.

Die zweite fremde Sprache, die sich zähmen ließ und somit zu meiner zweiten Fremdsprache wurde, war Deutsch. Ich war 15, wurde gerade Schüler eines vierjährigen Gymnasiums in einer niederschlesischen Provinzstadt und wollte in der Schule Englisch lernen. Zwischen „eine Sprache lernen wollen“ und „sie lernen können“ gab es leider eine Kluft. In meiner neuen Schule gab es einfach keinen Anglisten, die Schüler wurden administrativ in die Klassen mit Französisch oder Deutsch eingewiesen. Bange wartete ich auf die Entscheidung, welche Sprache ich lernen sollte. Ich wollte kein Französisch, aus praktischen Gründen. Ich wurde nämlich vorgewarnt, dass dort sogar vier Buchstaben in der Folge so ungefähr wie ein einziges polnisches „o“ gelesen werden können. Renault, Bordeaux ... Nee! Eine Sprache, die so verschwenderisch mit ihrer Orthographie umgeht, die kann man unmöglich mögen. So dachte ich jedenfalls als Fünfzehnjähriger.

Aber auch bei der anderen fremden Sprache gab es ein Aber: Es war die Lehrerin, die Verkörperung des Bösen. Man nannte sie „Swastyka“, zu Deutsch ‚Hakenkreuz‘, und wir Schüler fanden damals den Spitznamen ganz zutreffend. Mitte fünfzig, mit ewig mürrischem Gesicht, mit einer verbissenen Härte in der Stimme, unfähig, jemanden zu loben oder zumindest anzulächeln, gehörte sie zu jenen Lehrerinnen, die nicht einmal „schülerstreichwürdig“ waren. Wir mochten sie nicht. Wir hatten Angst vor ihrem launischen Wesen, vor ihrer Art, die ganze

Klasse, über 30 „Hammelköpfe“, wie sie uns nannte, in 45 Minuten mit gezischtem „Setzen, ungenügend!“ abzuhaken, wenn es darum ging, die Tabelle starker Verben aus dem Gedächtnis aufzusagen oder Nomina mit adjektivischen Attributen nach dem bestimmten, dem unbestimmten und dem Nullartikel zu beugen. Nach zwei Unterrichtsjahren – dann erkrankte sie plötzlich und starb kurz danach – war ich nicht einmal in der Lage, selbst in elementaren Lebenssituationen auf Deutsch zu kommunizieren; das hatten wir einfach überhaupt nicht geübt. Was wir lernten, waren lauter Tabellen: Konjugationstabellen, Deklinationstabellen, Kongruenztabellen ... Deutsch lernen hieß Grammatik in Tabellenform lernen. Gelernt haben wir aber auch, dass Tüchtigkeit und Ordnung die höchsten Tugenden seien, die darin zum Ausdruck kommen, dass (Zitat) „der Schüler keine dummen Fragen stellt, sondern lernt, was der Lehrer sagt, damit er, der Schüler, sich in Zukunft einen Napf voll Essen verdient“ (Ende des Zitats). Das alles hört sich ziemlich grausig an, trotzdem bin ich meiner ersten Deutschlehrerin sehr verbunden. Durch den grammatischen Drill hat sie mir ein nicht zu unterschätzendes Kapital mitgegeben, das ich einige Jahre später als Germanistikstudent zum Erfolg ummünzen konnte.

Swastyka war anders als meine menschenfreundliche, vor Lebensoptimismus strotzende Russischlehrerin, vollkommen anders! Die beiden Frauen hatten aber etwas Gemeinsames. Erst viele Jahre nach dem Schulabschluss habe ich erfahren, dass auch Swastyka die Grundlagen des Deutschen unter dramatischen Umständen erlernen musste, und zwar im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Die nächste Deutschlehrerin in meiner Schule war jung, pummelig, nicht besonders ambitioniert; nach Jahren erscheint sie mir ziemlich konturlos. Sie war nicht schlecht, jedenfalls nicht schlecht genug, um mich von dem Entschluss abzubringen, Germanistik zu studieren.

Germanistikstudium in Breslau, eine interessante Etappe meines Lebens!

Eine Anekdote aus der damaligen Zeit. Die deutschsprechenden Schlesier, die ihrem Dialekt treu geblieben sind, runden gewöhnlich den Mund nicht, wo es sich ihn im Standarddeutschen zu runden gehört. /ö/ oder /ü/ werden oft zu /e/ oder /i/. Einer der Literaturdozenten, aus der Gegend um die Stadt Ratibor stammend, hatte eine Lieblingswendung. Man konnte oft von ihm hören, im Schaffen des Dichters oder des Schriftstellers Soundso gäbe es „pittoreske Ziege“ [Züge]. Dem Wörterbuch

haben wir entnommen, dass das rare Wort „pittoresk“ so viel wie ‘malerisch‘ bedeutet. Das Geheimnis der „Ziege“ haben wir damals nicht ergründet. Einer der Kommilitonen wagte sogar einmal direkt zu fragen, in welchem Zusammenhang eigentlich das edle Tier zu den Koryphäen der deutschen Literatur stünde, und er wurde danach mit einem „Sie Idiot Sie“ aus dem Seminar rausgeschmissen. Das war sicher nicht der Moment, der mich von der Literaturforschung abschreckte, aber bestimmt eine von vielen Weichenstellungen auf dem Weg zur Linguistik.

Mehr verdanke ich diesbezüglich meinem späteren herzlichen Kollegen, Dr. Stanisław Łęcki, dem mit Abstand besten Grammatiker in der Geschichte des Instituts für Germanistik in Breslau. Bei ihm habe ich gelernt, dass Grammatik mehr beinhaltet als man in den Tabellen komprimiert, obwohl er mein profundes Tabellenwissen zu schätzen schien. Als junger Assistent habe ich lange versucht, den Abstand auf Łęckis Niveau in der Didaktik zu verkürzen; vergeblich: er war mir immer weit voraus.

Der zweite Breslauer Germanist, dem ich bei meinem Werdegang besonders viel zu verdanken habe, ist der Nestor der polnischen Germanistik Norbert Morciniec, mein Doktorvater, ehemaliger Vorgesetzter und guter Freund. Bei ihm habe ich die Grundlagen der Sprachwissenschaft erworben. Sein Assistent im Lehrstuhl für Deutsche Sprache wurde ich im Herbst 1981, als „Lückenfüller“ im Stellenplan des Instituts, als Ersatz für einen Fachkollegen, der sich im Sommer im freien Westen abgesetzt hatte. Ohne klare Vorstellungen, worauf die wissenschaftliche Arbeit beruht, auch ohne besondere Motivation dazu, ferner ohne irgendwelche positiven Zukunftsvorstellungen (im Dezember 1981 wurde über Polen der Kriegszustand verhängt!), betrachtete ich meine Assistentenstelle bei Morciniec als eine Episode im Leben, als die Überbrückungszeit, bis sich etwas Besseres fände. Dann kam es zu stundenlangen Fachgesprächen. (Morciniec gelang es immer, Zeit für seine Schüler und Mitarbeiter zu finden!) Aus diesen Disputen ging eine immer größer werdende Faszination für die Linguistik hervor; eine Faszination, die dann zum Lebensprogramm wurde.

Es gibt auch eine Gruppe deutscher Linguisten, die mich wissenschaftlich prägten. Mit vielen verbinden mich nicht nur wissenschaftliche Kontakte, die meisten habe ich ins Herz geschlossen. Es ist kaum möglich, sie alle aus dem Stegreif zu nennen, ich würde mir auch nie verzeihen, wenn ich jetzt jemanden versehentlich

vergessen würde. Ich beschränke mich auf einen, der Meilensteine auf meinem Weg zur Sprachwissenschaft gesetzt hat.

Ulrich Engel ist es, ihm verdanke ich das meiste! Wir haben uns 1983 in München kennen gelernt, der Anlass war die Idee von Norbert Morciniec, gemeinsam mit Engel ein kontrastives Valenzlexikon zu schreiben. Im Laufe der Zeit wurden unsere Kontakte immer intensiver, es folgten neue gemeinsame Projekte, von denen die monumentale Deutsch-polnische kontrastive Grammatik das größte war. Die zweite Auflage dieser Grammatik wurde – in engster Zusammenarbeit mit Engel und meiner Leipziger Kollegin Danuta Rytel-Schwarz – praktisch neu geschrieben, der erste der geplanten vier Bände geht noch in diesem Jahr in Druck.

Sprachwissenschaft betreibt man, indem man u.a. wissenschaftliche Projekte realisiert. Es gibt, neben der erwähnten Neuauflage der Deutsch-polnischen kontrastiven Grammatik, zwei Projekte, die mir ans Herz gewachsen sind und die ich für gleichwertig halte: das multinationale Unternehmen unter dem Namen EuroGr@mm, das am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim realisiert wird und an dem sich Linguisten aus sechs europäischen Ländern beteiligen, und das vom Herder-Institut in Leipzig koordinierte trilaterale Projekt „Gesprochene Wissenschaftssprache kontrastiv“: Deutsch im Kontrast zum Englischen und Polnischen. Das erste Projekt setzt sich zum Ziel, System und Gebrauch des Deutschen aus der Sicht des Französischen, Italienischen, Norwegischen, Polnischen und Ungarischen zu beleuchten, das zweite untersucht die Kommunikationsroutinen dreier Sprachen im Kontrast und gewichtet den Rang jeder Sprache als Mittel der wissenschaftlichen Kommunikation. Beide Projekte führen zu faszinierenden Erkenntnissen, aber das zweite hat für mich eine ganz besondere Bedeutung. Während sich am Mannheimer Projekt ausgewiesene Linguisten beteiligen, gibt das Leipziger Vorhaben einer größeren Gruppe von Doktoranden die Möglichkeit, ihre ersten Erfahrungen in einem großangelegten Projekt zu sammeln, indem sie von und mit älteren Kollegen lernen, wie Projektziele zu realisieren sind. Warum betone ich das zum Schluss meiner Rede? Ich wiederhole den Satz, den ich bereits anfangs geäußert habe: Weil der Forstschritt nur dann möglich ist, wenn wir alle, Alt und Jung, an einem Strang ziehen.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

HERAUSGEBER:
DEUTSCHER AKADEMISCHER
AUSTAUSCHDIENST (DAAD)
KENNEDYALLEE 50
53175 BONN
WWW.DAAD.DE

© DAAD